

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 28/3 (2001)

DOI: 10.11588/fr.2001.3.46485

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Kapitel bieten, ist in der Tat beeindruckend. Allerdings liegt hier auch das zentrale Problem des Buches: Denn angesichts seines Unbehagens an den in der traditionellen Arbeiter- und Handwerker Geschichte vorgebrachten Generalisierungen betont Prothero so radikal eine extrem fragmentierte und heterogene Lebenswirklichkeit, daß ein »roter Faden« in seiner Darstellung kaum mehr zu finden ist. Die Skepsis gegenüber vorschnellen Synthesen geht so weit, daß er auf eine Verdichtung des Materials zu eigenen Thesen oder Schlußfolgerungen weitgehend verzichtet. Mehrfach weist Prothero auf die Bedeutung des jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Kontextes hin, um die konkrete Gestalt des radikalen Engagements im Handwerkermilieu bestimmen zu können, und so jongliert er mit seinem überreichen Material, bis der Leser den Eindruck gewinnt, daß sich für jedes Beispiel für eine bestimmte Konstellation auch ein Gegenbeispiel finden läßt. Das dem Autor dies möglich ist, liegt auch daran, daß er bewußt darauf verzichtet, Entwicklungen innerhalb des von ihm untersuchten Zeitraumes herauszuarbeiten: Die vier Jahrzehnte zwischen 1830 und 1870 werden von ihm weitgehend als eine Einheit betrachtet, in der grundsätzlich die gleichen Strukturen herrschten. So stehen Beispiele aus dem Paris der 1830er Jahre neben Fällen aus englischen Kleinstädten der 1860er und umgekehrt können Ereignisse aus dem London der 1840er Jahre mit Beobachtungen aus der französischen Provinz zur Zeit der Zweiten Republik kontrastiert werden. Komplexität wird so nicht reduziert, sondern ins Unendliche gesteigert, und das wohl mit Absicht. Die Stärke des Buches entpuppt sich daher gleichzeitig als seine Schwäche. Nach abgeschlossener Lektüre erzeugt dies beim Leser ein gewisses Gefühl der Ratlosigkeit: Man hat zwar unendlich viel gelernt, aber bei aller Bewunderung für Protheros Forscherleistung weiß man nicht recht, was von dem Gelernten denn zu behalten ist.

Daniel MOLLENHAUER, Erfurt

Carl von CLAUSEWITZ, *De la guerre*. Édition abrégée et présentée par Gérard CHALLIAND, traduit de l'allemand par Laurent MURAWIEC, Paris (Perrin) 1999, 349 p.

Schon Werner Hahlweg meint in seinem Vorwort zur wohl noch immer besten Edition des Werkes »Vom Kriege« im Jahre 1952: »Clausewitz macht es seinen Lesern nicht leicht.« Während in deutschen Universitäten bisweilen eine gewisse Toleranz, ja sogar Hochachtung für »dunkle« – oder freundlicher gesagt »tiefgründige« – Werke gehegt wird, ist man in Frankreich weitaus mehr »cartésien«. Kaum verwunderlich ist es daher, daß ein französischer Kritiker – H. Camon – im Clausewitzschen Werk nur »metaphysischen Nebel« sah.

»Vom Kriege« ist bekanntlich schon mehrmals ins Französische übersetzt worden – von Colonel Vatry und Denise Naville –, und man kann sich daher fragen, warum es noch einer weiteren und zudem verkürzten Fassung bedurfte. Das Interesse an Clausewitz besteht zumindest weiterhin, und einige seiner Ideen, wie die Bedeutung der Friktionen und moralischen Kräfte im Krieg oder der Grundsatz vom Vorrang der Politik vor militärstrategischen Erwägungen, verdienen zweifelsohne weiterhin Beachtung. Der eigentliche Grund dieser Ausgabe ist aber ein anderer, und zwar ein »didaktischer«. Nach Einschätzung von Gérard Chaliand und Laurent Murawiec leiden die bisherigen Übersetzungen nämlich an einer zu »wörtlichen« und zu »germanistischen« Übersetzung. Daher ihr Anspruch, der Öffentlichkeit endlich eine lesbare und sinngemäße Version zu präsentieren, wobei sie darauf hinweisen, daß Clausewitz selbst, trotz seiner Vorliebe für Montesquieu, nicht gerade ein »eleganter« Schriftsteller gewesen sei.

Man kann Murawiec durchaus zubilligen, daß ihm dieses Vorhaben geglückt ist. Die Auslassung einzelner Teile, wie etwa des fünften Buches (»Die Streitkräfte«), scheint vertretbar, wenn man dem Leser nur das bieten möchte, was noch Gültigkeit hat. Clausewitzsche »Schlangensätze« von über 100 Wörtern werden so oftmals in vier oder fünf Sätze zer-

stückelt, und man hat durchweg den Eindruck, daß hier gutes »Französisch« geschrieben wird. Auch muß man die intelligente und fast immer sinngerechte Übersetzung von zweideutigen Wörtern lobend hervorheben. Das Wort »Gefecht« wird so je nach Sinnzusammenhang mal mit »engagement« (wenn es sich um ein Einzelgefecht handelt), mal mit »bataille« übersetzt (wenn es sich um die eigentliche Schlacht handelt). Man kann fast behaupten, daß Murawiec oft präziser als Clausewitz selbst formuliert. Natürlich sind manche »Übersetzungsentscheidungen« bestreitbar. So etwa gibt das Wort »engagement« nicht voll die Idee vom Gefecht wieder, denn letzteres ist immer bewaffneter Kampf, während ein »engagement« schon mit der bloßen Truppenaufstellung am eventuellen Kampfschauplatz gegeben ist.

Natürlich hat diese didaktische Klarheit auch ihren Preis. Viele Nuancen und »Friktionen« im Clausewitzschen Denken werden oftmals glattgebürstet. Man mag manche Formulierungen des Militärphilosophen als unbeholfen, mißverständlich oder gar als unverständlich empfinden, aber es erscheint uns, daß diese Schreibart eben seinen undogmatischen, ja relativistischen Geist widerspiegelt, dessen Verständnis auch für den Leser interessant gewesen wäre. Mit Murawiec wird Clausewitz also weit klarer, aber auch »militärischer« und »dogmatischer«, als es dieser sensible Geist wirklich gewesen ist. Dafür nur ein Beispiel. Im achten Buch schreibt Clausewitz: »Wir werden uns also dazu verstehen müssen, den Krieg, wie er sein soll, nicht aus seinem bloßen Begriff zu konstruieren, sondern allem Fremdartigen, was sich darin einmischt und daransetzt, seinen Platz zu machen, aller natürlichen Schwere und Reibung der Teile, der ganzen Inkongruenz, Unklarheit und Verzagttheit des menschlichen Geistes (...)«. Murawiec übersetzt so: »Il faudra donc nous résoudre à constituer un modèle de la guerre qui ne dérive pas de son pur concept mais qui incorpore toutes sortes d'éléments extrincèques qui s'y immiscent et le modifient, l'inertie naturelle et la friction des parties entre elles, l'inconséquence, l'imprécision, la timidité de l'esprit humain (...)«. Ein »Modell des Krieges« wollte Clausewitz nie, wie es die Übersetzung Murawiecs nahelegen könnte, und auch der Begriff »dérive« (ableiten) trifft das Provisorische des Ausdrucks »konstruieren« kaum. Es ist nicht ungerecht zu sagen, daß Murawiec Clausewitz fast durchweg in diesem klaren, aber etwas simplistischen Stile »dozieren« läßt.

Wenn man also die Übersetzung Murawiecs als gut und didaktisch lobend hervorheben kann, so darf man es bedauern, daß der Autor den »Charme« der Clausewitzschen Unbestimmtheit und Offenheit nicht genügend würdigt und darin anscheinend wie Camon nur deutsche Nebelschwaden erblickt.

Thomas LINDEMANN, Toulouse

Sabrina MÜLLER, Soldaten in der deutschen Revolution von 1848/49, Paderborn (Schöningh) 1999, 357 S. (Krieg in der Geschichte, 3).

Il était intéressant de se pencher sur l'attitude des troupes à l'égard des mouvements révolutionnaires qui ont secoué l'Allemagne en 1848–1849 et, partant, d'apporter un éclairage nouveau sur les causes de l'échec de cette révolution. C'était une tâche difficile car les divers États qui formaient l'Allemagne entretenaient des armées (relativement faibles) basées sur des lois de recrutement variables et injustes, taxant lourdement les populations, encore largement rurales. On constate à la lecture des paragraphes extrêmement fouillés consacrés à l'origine sociale de la troupe et aux motivations qui pouvaient les conduire soit à accepter l'état militaire soit le honnir et l'éviter, combien le paupérisme était présent. Toutefois, comme le démontre l'auteur, contrairement aux thèses alors acceptées, les soldats d'origine non rurale, ou semi-rurale, n'ont pas été les moins zélés quand ils ont dû combattre les troupes révolutionnaires. Les situations régnant en mars–avril 1848 ne sont pas, ne sont plus, celles du printemps 1849 et il est difficile, voire hasardeux, de vouloir tirer des conclusions quant aux aspirations profondément démocratiques, à défaut d'autre terme, des soldats rele-